

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 33

Altena, den 1. Oktober

1929



Aus dem Engen und Weiten

Adrienne will sich vergiften.

Adrienne Duot, eine der bekanntesten Pariser Schauspielerinnen, hatte das Leben satt und beschloß, freiwillig aus diesem irdischen Jammerthal zu scheiden. Ihr Arzt war entgegenkommend genug, ihr eine tüchtige Portion Veronal als Schlafmittel zu verschreiben: mit dem Rezept ging sie zur nächsten Apotheke und nahm dann eines schönen Abends das ganze erhaltene Gift auf einmal zu sich. Die üblichen Abschiedsbriefe an die zahlreichen Freunde, Bekannten und Verwandten waren geschrieben und in den Kasten gesteckt. Zur größten Bestätigung der schönen Selbstmörderin, stellte sich aber nicht der erwartete tiefe Schlaf, noch viel weniger der ersehnte Tod ein. Nur, ihr wurde ganz plötzlich, so über, daß sie alle Selbstmordgedanken vergaß und schreien zum Arzt schickte. Als am anderen Morgen sie erkrankten Freunde herbeiriefen, im ihr plötzlich von dem Ausgang des furchtbaren Dramas zu überzeugen, fanden sie die Leiche in der Apotheke, die sie zum Vergiften und der Lebensmüde statt Veronal ein starkes Berchmittel geben lassen. Statt nun für dieses, wenn auch irrtümlich erfolgte Lebensrettung dankbar zu sein, geriet die schöne Adrienne in die heftigste Empörung gegen den Apotheker. Sie dachte sich doch ihrer Meinung nach nicht nur betrogen, sondern auch die „Selbstmörderin“ in den Augen ihres ganzen ausgedehnten Bekanntenkreises lächerlich gemacht. Grand genug, beim Gericht alsbald eine Klage wegen Betrugs und Beleidigung gegen den unglücklichen Medizmann anhängig zu machen.

Der Amtschimmel im Land der Freiheitstags
Als Frau Clara Wesen, damals noch ein Weibchen, vor rund achtzig Jahren mit ihren Eltern aus Schweden nach den Vereinigten Staaten kam, kümmerten sich die dortigen Behörden nicht so eingehend wie heute um alle persönlichen Angelegenheiten der Einwanderer. Niemand legte ihrem Vater nahe, das Kind naturalisieren zu lassen, und zwei Jahrzehnte später glaubte die junge Schwedin durch die Heirat mit einem Amerikaner, der noch aus der Nordarmee mitgebracht hatte, das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten erworben zu haben. Einmal wurde sie aber zu ihrem Lebensmüde eines anderen belehrt. Durch Unfall entdeckte nämlich eine Behörde, daß Frau Wesen niemals naturalisiert worden war. Dem Vorgesetzten des Bundes wurde das drohte der Greis die Ausweisung. Man machte aber bei ihr, die schon acht Jahrzehnte in den Vereinigten Staaten lebte, eine Ausnahme und erklärte, ihr den Verbleib in der Union gestatten zu wollen, wenn sie sich noch nachträglich der Einwandererprüfung unterwerfen und naturalisieren lassen wollte. Der alten Dame blieb nichts anderes übrig, als „Ja“ zu sagen, und kürzlich bestand sie — durch ihren achtzigjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten dazu befähigt — die Einwandererprüfung mit ihren mehr oder minder geistreichen Fragen.

Das neue Dahleim (65. Jhr., Nr. 52) ist loben erschienen und bietet eine Fülle wertvoller Anregungen. „Vom Dschingis-Khan und seinen reißenden Strömen“ erzählt Frida Schanz. Major Risch schildert uns das Leben der letzten deutschen Wildperde, die auf dem Werfelder Bruch bei Dülmen in Westfalen geschützt werden. Hermann Bouffet schrieb einen Gruß an das „Jugendkammerhaus Rübzahl am Spindlerpark im Riesenpark“, eine neue Heim- und Weisheitsfährte der deutschen Jugend“. Der Weg für den Nachwuchs unserer Ingenieure wird übersichtlich dargestellt. Die Frau als Textilkennnerin“ und „Der Beruf der Polizistin“, sowie die hauswirtschaftlichen Beiträge „Zeit und die Rufe an der Reihe“, „Rüchgewächse“ wenden sich vornehmlich an die Frau. Neben einem fesselnden Abschnitt des besten Romans „Die Buschhüter“ steht eine abgeschlossene Novelle. Gute Rätsel, eine interessante Wochenschau im Bild, die wertvolle gesellschaftliche Kunstbeilage und der weitere künstlerische Wertschmack in prächtigen Verfarbungen, Auskünfte und der umfassende Dahleim angefüllt mit dem großen Stellenmarkt vollen den vielseitigen, abwechslungsreichen Inhalt des schönen Heftes.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlags: Dr. C. Sank. Altena.

Die deutsche Frau im Wandel der Zeiten

Von Alexander von Gleichen-Rufwurm

Die Frau im Spiegel der Zeit... sie sieht sich immer gern im Spiegel, und wenn sich der Teufel damals, als Chamisso die Geschichte Peter Schlemihls geschrieben hat, nicht an einen Mann, sondern an ein weibliches Wesen gemeldet hätte, so wäre wohl nicht der Schatten, sondern das Spiegelbild abgekauft worden. Und eine Frau ohne Spiegelbild... eine Frau, die sich nicht sehen, niemals sehen kann, nicht weiß, wie sie die Dinge kleiden, die sie trägt — ein unabsehbares Unglück, psychologisch etwa zu erfassen und auszuweisen, nur für einen romantischen Dichter geeignet.

Aber der Zeitgeist ist ein anderer als jenes schimmernde Glas, er gleicht eher einem tiefen, undurchsichtigen Wasser, aus dem die Gesalten der Vergangenheit aufsteigen und alte Wahrheit in neues Leben werfen.

Nicht nur die Mode, das ganze Wesen kommt zum Vorschein, das wechselnde Schönheitsideal und die wandelnde Lebensform. Nehmen Sie den Spiegel und sehen Sie sich: schlanke, ja überbläht, den Bublikopf knabenhaft zurückgeworfen, unbefangen jeden Reiz zur Schau gestellt und unbefangen im Urteil über alle Dinge, die es gibt, und über vieles, was es früher für die Frau nicht gegeben hat. Eine Kamradin im Sport, eine Genossin in der Arbeit für den Mann und wie dieser — nach Aristoteles — ein Zoon politicon, ein politisches Tier. Geistig verlangt die Frau nach selbstständiger Entwicklung, und körperlich erhebt sie jetzt „jene stumme Musik des Leibes, jene Glieder, die sich in den süßesten Rhythmen bewegen“, was Heinrich Heine vor zwei Jahrhunderten „Griechenland seine vor zwei Menschengenerationen“ schrieb. — Der Gedanke mag sich gleich geblieben sein, die süßesten Rhythmen haben sich zwar verändert, denn der Rhythmus des Lebens ist ein anderer geworden. Was hat die deutsche Frau alles durchgemacht und erleben müssen, seit sie Genossin und Kameradin werden konnte und mußte, losgelöst aus dem glänzenden, doch eng gespannten Kreise der Weltbühne, die im Gesellschaftsleben des Abendlandes den Ton angab und — nach Wells — für den Mann eher ein Reizmittel als eine Gefährtin war. Aber auch losgelöst von jenem behaglichen Zustande, den die kleinstädtischen Romane des 19. Jahrhunderts schildern und der in Ludwig Richter seinen Künstlern fand.

Zwischen beiden Generationen liegt eben die Erkenntnis, die Montezuma, als noch darum gekämpft wurde, in dem Satz andeutete: „In unserer mythischen, heuchlerischen Erziehung haben wir immer aus der Unschuld und der Unwissenheit ein und dasselbe gemacht, und doch sind es zwei ganz verschiedene Dinge.“ Die Frauen, die Heinrich Mann in seine Zeit stellt, sind andere als jene, die Fontaine leibhaftig gezeichnet hat, und Spielhagens „problematische Naturen“ würden sich ebenso selbstsam und fremd unter uns bewegen wie in Jean Pauls empfindsamen Zirkeln, wo der Dichter von seiner Geliebten sagen konnte: „Die Frau verliert sich und was sie hat von Herz und Glück in den Gegenstand hinein, den sie liebt.“

Kämpfen Sie nicht das Mädchen, meine Damen, über die empfindsamen Schwestern, die Ihnen der Zauberpiegel zeigt, wenn auch deren eigene, logenante freie Weltanschauung den reinen Genuß des Bildes treibt und Sie in den empfindsamen Seelen Sklavinnen der Liebe sehen. Danach teilen Freundschaft und Liebe miteinander das innere Leben, in dem sie im anderen aufgehen schienen. Aber klarer und reiner empfinden sie dieselbe zurück. Die schlanken, mondichinenartigen und doch starren Frauen der klassischen Zeit haben leicht trotz ihrer Einfachheit und Armut mehr

vom Leben gehabt als jene, die heute Sehnsucht und Enttäuschung vom Kino in die Tanzsäle oder von der Schreibstube in die feierliche Dreizimmerwohnung tragen.

Der Zauberpiegel, der aus der Vergangenheit auf schnell dahin rasenden Wellen alte Bilder hervor lockt, soll uns aber nicht die Freude an der Gegenwart verderben. Er warnt nur davor, allzu äußerlich zu werden und alles zu verachten, was der Seele angehört, damit es nicht einmal mit Recht heißen kann: Früher lebten die Menschen, heute arbeiten sie und amüsieren sich. Die Lieblingseigenschaft der deutschen Dichtung, das Unbedenkliche dem Zuge seines Herzens folgende, bedingungslos sich hingebende und schwärmerisch sich aufopfernde junge Mädchen, würde zwar mehr oder minder für eine dumme Gans gehalten, aber es lebt dennoch verstorben und geliebt im stillen Winkel der deutschen Seele.

Im Reigen der Zeit gibt die Empfindsamkeit dem Rokoko nach die Hand, und sein Bild wird deutlich, woran das andere verblaßt. Eine Charakteristik der Berlinerinnen vom Jahre 1789 erzählt: „Nimm eine Marionettenpuppe, ausstaffiert mit Fittchen und eitlem Brunn, in Berlin gebildet und stattlich nach der Mode geformt, und doch Körper ohne Seele, die er durch den Dacht des Marionettenspielerers regiert werden muß, und sich da du hast ein richtiges Konterfei des großen Teils des weiblichen Geschlechts.“ Dennoch muß es reizend gewesen sein, denn es führte die Männerwelt am „Zügel... viel mehr als heute, wo die Frau gleichberechtigt ist.“

Die Welt des Rokoko und des ausklingenden Barock ist trotz aller Haus- und Hofgrößen die Welt der Dame, die den rauen Krieger aus dem Dreißigjährigen Krieg und den Kabinettstrikrieg der Höfe immer wieder am Gängelband der schönen Schürferin nach Arkadien geleitete. Schärferpfeife, Schäfertraum im Reichtum mit dem behänderten Blumenstab — dies Bild schaut lieblich und lächelnd aus dem Zauberglas, obwohl es recht ernste und oft dümmere Zeiten waren, durch die der Stachelstachel trippelte, und das zierlich frisierte Köpfchen manchmal gebeugt war. Aber man hatte Mut — halt gab es nicht — und suchte in gebildeter Konversation mit den Dingen fertig zu werden. Wo das Recht verlagte, half Frauenkraft, und die Liebe war mächtiger denn je.

Weiter zurück — und als Idealgestalt steht die üppige Frau im Spiegel, wie Rubens sie gemalt hat, durchaus dem harten, aber reichen Leben gewachsen, dem Leben voll Pracht und Sinnlichkeit, voll Gefahr und wechselndem Schicksal. Sie steht im Gegensatz zu unserer Zeit, äußerlich und innerlich. Damals konnte Luther in den Tischreden sagen: „Es ist kein Rock noch Kleid, das einer Frau oder Jungfrau über ansteht, als wenn sie klug sein will.“ Und Hans Sachs fand das Reimlein:

„Demeil die Frauen haben leider
Ein kurzen Mut und lange Kleider.“

Heute sind die Kleider kurz, und der Mut, das ist der Sinn, reicht weit hinaus. Sie haben wenig gemein mit der Rittersfrau, die zu Hause mit Mägen und Knechten schaft, wenn der Herr auf Abenteuer gezogen war, oder mit der Bürgerin, die nur für Kirche, Rat und Küche in den engen Häusern und engen Straßen der mittelalterlichen Städte lebte, eingewöhnt in das Urteil und Vorurteil der Welt. Und dennoch, wenn wir in Minnebüchern und Dichterromanen von den vielgeliebten, vielgeliebten, minniglichen Frauen lesen — ist es, als erwache die eigene Jugend, die eigene Schwärmerei, der eigene Traum. Was Walther von der Vogelweide den Schönen von damals sang, sollte immer Geltung haben:

„Dum wiffe, daß man Ehr
Allen Frauen soll erwiesen,
Doch den besten stets noch mehr.“

Aber seien Sie nicht zu stolz, meine Damen, der Dichter sagt auch: „Daß die Männer übel sind, die Frauen sind schuld daran.“

Noch ein Bild entfalte dem Zauberspiegel, die Germanin, stolz und wild, im kurzgeschürzten Gewand, mit nackten Armen und Beinen... vielleicht ähnlicher den heutigen Frauen angekleidet, als es Ritterszeit, Renaissance und Rokoko geboten. Auch innerlich der Gegenwart verwandt. Tacitus schrieb von ihr: „Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, daß sie eintritt als Genossin von Mühsal und Gefahr, im Frieden und Kriege mit dem Manne zu dulden und zu wagen.“ So schließt sich uraltes Ebnst schicksalvoll an das Heute.

Sollen wir unsere Töchter für die Ehe erziehen?

Wir wissen, daß die Zukunft unserer Töchter heute allen Eltern nicht weniger Kopfzerbrechen macht als die der Söhne. Die Gepflogenheiten der Vergangenheit in der Erziehung der Mädchen kennen wir zu genau, um sie wieder und wieder anzuführen. Wir wissen, daß wir lächeln müssen, wenn wir Vergleiche gegen die früheren Zeiten ziehen wollen, und die markanten Auszüge gegenwärtiger Tage: „Ja, früher — ja, heute!“ finden unter vollem Verständnis. „Wir uns daher gleich an die gegebenen Tatsachen zu halten.“

Die Mädchen werden also in dem beinahe entgegengesetzten Prinzip von früher herangebildet. Die gegebene Sachlage bedingt es, daß sie zur Selbstständigkeit erzogen werden. Diese Selbstständigkeit heißt „Beruf“, auf eigenen Füßen stehen“, auch „mit dem Leben ohne Mann fertig werden.“

Wir finden, das ist gut so. Dieses Nicht-Warten-Müssen auf die Ehe ist zweifellos ein Vorteil gegenüber früheren Zeiten. Es hebt den sittlichen Wert der Frau, es festigt ihre Stellung dem Manne gegenüber. Nur ein sehr geringer Prozentsatz aller Mädchen heiratet heutzutage, wie das statistisch nachgewiesen ist. „Zu hören, daß 17 Frauen bei uns auf einen Mann kommen sollen, das sagt an und für sich schon genug. Gut also, wenn diesem Umstand dadurch Rechnung getragen wird, daß das Mädchen sich ein eigenes Leben aufbaut, einen eigenen Wirkungskreis schafft, der sie ausfüllt, ein Wirtschaftsmann, das sie vor Verbitterung bewahrt und zugleich eine Stellung, die sie vor pekuniären Sorgen schützt.“

Dennoch: Es besteht eine Gefahr bei dieser ganz auf Selbstständigkeit eingestellten Erziehung von jenen, dem Gedanken an die Ehe gleichsam fremd gegenüberstehenden Mädchen heiratet doch ein gut Teil, und jetzt zeigt es sich, daß neben manchem Vorteil, den ihre Erziehungsmethode offenbarte, doch ein großes Manko besteht. Solche Ehen kranken in den meisten Fällen daran, daß — die Frau hier verlag.

Täuschen wir uns nicht darüber, daß bei dieser heute meist angewandten Erziehung unserer Töchter zur Unabhängigkeit in jeder Beziehung ein wichtiger Faktor übersehen wird, auf den es ankommt: Das Ureigensste der weiblichen Wesensart, das was letzten Endes zerbricht — die Fraulichkeit, die Mütterlichkeit, — sie werden bei den gegenwärtigen Erziehungsprinzipien systematisch unterdrückt, niedergebunden. So verkümmert das, was, wenn wir von der Ehe sprechen, am wertvollsten gepflegt werden sollte. So wird die Frau zur Unmutter herangebildet, ist ungeeignet als Frau und zugleich als Mutter und all das andere, was sie an Gutem mit in die Ehe brachte, Pünktlichkeit, Selbstbewußtsein, Zuverlässigkeit und dergleichen, das sie in ihrem Beruf gelernt hatte, all das trägt dennoch nicht das Fehlen jener Charakterzüge auf.

rechten Augenblick abzutreten. Jeder kann sich seine Erleichterung vorstellen. Aber mein Reich sollte noch nicht zu Ende sein. Das Publikum hatte von dem Zwischenfall nichts gemerkt, begann nun zu klatschen, und ich konnte doch nicht erscheinen. Es gilt als große Unhöflichkeit den Zuschauern gegenüber, wenn ein Künstler dem Herdort nicht Folge leistet. Deshalb eilten die Journalisten in die Kulissen, um zu erfahren, weshalb ich nicht kam. Innerhalb fünf Minuten war mein Ankleideraum überfüllt.

Ich appellierte nun an die Ritterlichkeit der Journalisten und erklärte ihnen, daß eine Sängerin unmöglich noch einmal auf der Bühne erscheinen könne, wenn ihre Hofen jeden Augenblick zu fallen drohten. Die Zeitungsleute ließen diese Entschuldigung voll gelten. „Um Gotteswillen“, bat ich sie noch, „veröffentlichen Sie nichts über die Geschichte. Finden Sie irgend eine Erklärung, wie Sie Ihnen gerade einfallt, aber sagen Sie nichts von der Sache!“

Sie versprochen, meinen Wunsch zu erfüllen. Natürlich erzählten am nächsten Tage alle Zeitungen unter großen Schlagzeilen von meiner Sache.

Die meisten Menschen werden meinen, so etwas sei für jemanden in meiner Stellung ein großes Pech. Aber das Gegenteil war der Fall. Das amerikanische Publikum liebt alles was einen „sportmäßigen“ Anstrich hat, und mein kleines Mißgeschick auf der Bühne brachte mir in Wirklichkeit nur Vorteile.

„Zimmer zu vermieten!“

Die Zimmervermieterin ist ein Wesen, das in Wirtshäusern und lustigen Geschichten meist eine üble Rolle spielt. Sie wird als traurige Figur mit verblühten Augen, verwelktem Busen und verdorrter Laune geschildert; ihr Kaffee ist immer Zichorienbrühe, ihr Gemüt immer habgierig und ihr Charakter wird uns stets als mißgünstig und von puritanischer Unwohlmeinung erfüllt geschildert.

Sie ist eine fidele Dame, die ein guter Genus der Heimatlosen sein sollten, ja auch wirklich betrübliche Erscheinungen, die nicht gerade erheitend wirken, aber wir dürfen nicht vergessen, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Vor allem: es ist keine Frau zum Gewerbe der Zimmervermieterin geboren und erzogen worden. Jede einzelne von ihnen hat sich einst ein anderes Frauenchicksal erträumt, und die meisten von ihnen haben einst bessere Tage gesehen. Und das ist es ja gerade, was diese mißbrachten Wirtinnen so häufig krankt und durch dauernde Erfahrungen verbittert, daß taktlose Menschen sie nicht als Damen werten. Vor allem krankt es die Frau, die früher selbst bedient wurde, die von Eltern liebe und Gattenzärtlichkeit umgeben war, und die jetzt schmerz, ungewohnte Hausarbeit vertragen muß und für fremde Menschen Behaglichkeit zu sorgen hat.

Die Behaglichkeit ist oft nicht sehr groß, sehr zum Nachteil des auf ihr Entgegenkommen angewiesenen Mieters, sie besteht darin, daß es morgens einen lauwarmen Kaffee, abends einen lieblichen Tee gibt, und daß am Tage die Zimmer einigermaßen aufgeräumt werden. Es gehört sich jedoch, daß eine Wirtin, die Wert darauf legt, geschätzt zu werden, zierlich und nett den Frühstücksstisch anrichtet, ein sauberes buntes Deckchen, ein Blümchen daraufstellt und den Kaffee schon heiß hereinbringt mit netten Butterrollchen und knusprigen Brötchen auf sauberer Serviette, daß sie dann mit einem freundlichen Guten Morgen ins Zimmer kommt und mit raschem Handgriff schnell noch ein wenig Ordnung macht. Hat der Mieter nur ein Zimmer, so schätzt er wohl keine Besuche, solange er beim Angiehen ist, dann stellt sie ihm ein wie vorstehend beschriebenes Tischleindöckchen vor die Tür, bringe den Kaffee unter den Kaffeewärmer, der hält die Temperatur ein ganzes Weibchen. Diesen Tisch holt sich der Mieter ins Zimmer, wenn er fertig ist, und auch seine Raune wird es erhöhen, wenn ihm ein hübsch zurechtgemachtes Stilleben entgegenlacht als Gruß vom kommenden Tage und — von seiner freundlich bedachten Wirtin.

Söflichkeit und Entgegenkommen ist natürlich auf beiden Seiten nötig, wenn sich ein erprobliches Verhältnis entwickeln soll. Man kann von einer Wirtin keine Freundlichkeiten verlangen, wenn man ein grober Klotz ist oder ein geiziger Fils. Es gehört sich, daß die Mieter an jedem Monatsende vorausgezahlt wird, denn niemand braucht sein Geld nötiger, als eine Frau, die gezwungen ist, ihr Heim zu einem Gaststätte für fremde Menschen zu machen

Barre Auslagen müssen sofort ersetzt werden und an jedem Wochenende oder Monatsende die laufenden Ausgaben für Lebensmittel und Kohlen. Ein vornehmer Mensch wird nie bei einer Wirtin in der Kasse stehen, und es ist erklärlich, daß die Zimmervermieterin jedem unordentlichen Zahler mit Mißtrauen begegnet und daß ihre Wertschätzung nachläßt!

Die Wirtin hingegen kann nicht immer idealer Mieter verlangen, die monatelang auf Reisen sind, trotzdem Miete zahlen und, wenn sie zurückkommen, noch liebevoll Geschenke mitbringen! Sie kann auch nicht verlangen, daß unge Damen wie Einsiedlerkerbe leben und Studenten wie preisgekrönte Jugendbolde. Sie muß die Eigenarten ihrer Mieter ertragen lernen und Menschen, die Geld verdienen, nicht noch erziehen wollen. Sie kann erwarten, daß man pünktlich zahlt, daß man ihr höflich entgegenkommt und daß man ihre Möbel und Sachen achtsam behandelt und schont und sie doch oft ihr einziges Gut und Gut.

Unwohlmeinlichkeit des einen erbittert den anderen. Niemals jedoch lasse man sich zu Eigenen hinreißen, denn ungemütliche Ausfälle lassen sich nie wieder gutmachen und machen das Zusammenleben unträglich. Es ist daher immer von Vorteil, eine zu große Vertraulichkeit zu meiden, vom ersten Tag an aber auf die Vorauszahlung der Miete zu dringen.

Niemals sind Wirtinnen so oft betrogen worden wie jetzt, und man kann es ihnen wirklich nicht verdenken, wenn sie vorsichtig und energisch werden, das muß auch der jüngste und unerfahrenste Student einsehen!

Und die Wirtin versuche es, aus ihrem möblierten Zimmer im Interesse eines Heimatlosen ein Heim zu machen, sie sei sorgsam und teilnehmend, ohne zudringlich zu sein. Sie Sorge für peinlichste Sauberkeit und pünktliche Bedienung und vergesse nicht, mal einen Apfel oder eine Apfelsine auf den Tisch zu setzen. Diese kleinen Aufmerksamkeit machen sich immer durch freundliches Zusammenleben bezahlt, und lebensmüde Wirtinnen haben selten über ihre Mieter zu klagen, ihnen bleibt auch Mietausfall erspart, weil ihre gemüthlichen Zimmer stets empfohlen sein werden.

Clara von Wedelstaedt.

Wissenswertes über unsere gesundheitlichen Verhältnisse

Wir können stolz darauf sein, in demjenigen Lande zu leben, wo die staatliche Fürsorge der Gesundheitsverhältnisse am regsten ist. Trotzdem die Lebensmittel heute durchschnittlich um 48 Prozent teurer sind als vor dem Kriege, hat sich der gesundheitliche Zustand der Bevölkerung dennoch gebessert. Die Zahl der Lebendgeborenen ist stark gestiegen. Während im Jahre 1913 die Zahl der Lebendgeborenen auf je tausend Einwohner noch 1,18 betrug, beträgt sie heute bereits 1,88. Ebenso ist die Säuglingssterblichkeit im steten Abnehmen begriffen. Sie beträgt 9,7 auf je Hundert. Ebenso gehen die Kindersterblichkeitszahlen dank der Aufklärung der Bevölkerung und der überwachenden hygienischen Einrichtungen ständig zurück. Auch die Tuberkulosesterblichkeit Deutschlands ging zurück. Nur unter den 1-4-jährigen ist die Tuberkulosesterblichkeit gestiegen. Die Zahl der Selbstmorde nahm im vergangenen Jahre etwas ab, sie ist aber immer noch größer als vor dem Kriege. Das hängt mit den wirtschaftlichen Nöten der Nachkriegsjahre zusammen.

Die Säuglingspflege und die Kleinkindererziehung nach wissenschaftlichen und modernen Gesichtspunkten breitet sich mehr und mehr aus. Auch das hängt mit der diesbezüglichen Aufklärungsarbeit auf dem Lande zusammen. Die Schulkinderfürsorge wird durch die Schulärzte gefördert. Im Deutschen Reich gibt es bereits über 5000 Säuglingsfürsorgestellen. Auch das Schulbadwesen zeigt gute Fortschritte. Im vergangenen Jahre wurden 350 000 erholungsbedürftige Kinder verpflegt. Die hygienische Volksaufklärung auf dem Lande trägt viel dazu bei, daß man die Kinder, die an Blutarmer, Skroflose, Nachtisch und ähnlichem leiden, rechtzeitig unter ärztliche Fürsorge stellt. Auf je 10 000 Einwohner entfallen heute bereits 6,9 Ärzte, 1,3 Zahnärzte, 2,3 Apotheker, 4,8 Hebammen. Die Zahl der mit der Volksaufklärung im Zusammenhang stehenden Besuche nimmt ständig zu und zwar sind das hauptsächlich Desinfektoren, Säuglingspflegerinnen, Wochenspielerinnen, Waffere u. a. m.

Estefanie Rodot.

Doktor Herbert Bauer, praktischer Arzt, und Dorothee Zellmann, Tochter eines verabschiedeten Offiziers, hatten sich aus Liebe geheiratet. Sie konnten sorgenlos leben, und so hub denn die junge Ehe in völligem Einklang an. Es war nur etwas dabei, das Dorothee als störend empfand: er hatte eine umfangreiche Praxis, und infolgedessen war sie tagsüber meist auf sich selbst angewiesen. Freilich las sie viel, natürlich auch die zahlreichen modernen Sachen, die sich mit Theorien und fernerethischen Fragen beschäftigen — die fand sie in der Bibliothek ihres Vaters —, und meistens Romane, die fast allesamt ähnliches behandelten. Das lag nun einmal in der Zeitströmung.

Sie las gern drei- bis vier Geschichten, weil sie mancherlei Wahres in ihnen zu entdecken meinte, und auch das Uebertriebene fand in ihrem romantischen Köpfchen Einlaß und Zustimmung. Nun lernte sie einmal einen Patienten ihres Mannes kennen, keinen Schwerkranken, einen hübschen, jungen Schriftsteller, dessen aufgeschriebener Erklärungsroman ein gewisses Aufsehen erregt hatte. Er schilderte das Erleben einer jungen Frau die sich in ihrer Ehe vernachlässigt fühlt und zu dem Entschlusse kommt, kraft ihres Selbstbestimmungsrechtes einen Ausweg ins Freie zu finden.

Bei einem Besuch des Schriftstellers, der den
 Töchtern Vornamen Immo führte, unterhielt sich
 sich angeregt und freistilhaft mit ihm über sein
 Buch. Immo war ein ganz feiner Kopf und
 sprach mit einer so recht rednerischen Begabung.
 Er sprach unermüdlich und flüßig von
 Dingen, verstand er seine Ansichten zu vertei-
 digen, bis zum Unbebingen: völlige Freiheit
 der Frau wie dem Manne!

Er kam öfters, Dorothee verbiß sich in sein Zitterbleimwusch und seine heiklblütige Bestimmtheit, es war auch bei aller Hochspannung von Liebessinn und Wese. Ihn wieder lockte, sozusagen beruhsam, das kleine Kästlein ihres weißen Seelens, das einen netten Vorrat für ihre „tief schürfen“ Studie geben konnte. Er versuchte ihren Nachmittagssee durch die Allgemalt seines umherstreunenden Geistes, las ihr Gryllsches vor, brachte ihr Blumen und Bücher, wurde ihr unentbehrlich, bis ihre Anziehungskraft als psychologische Stoffreiz allgemalt zu verlagern begann, und da zog er sich langsam zurück.

Er überließ jedoch die Gegenrichtung. Ihr Mann betrachtete anfänglich die vielen Befuche Amnos durchaus harmlos, fand aber eines Tages, daß sich bei Dorothee Angedenken unbegreiflicher Schwermuth kund gaben. Sie neigte grundlos zu rinnenden Thränen, war verflört und nerbös — „hypochondrisch“, sagte er sich als Arzt, eordnete indes weder Medicamente noch Gebirgsluft, sondern durchforchte zunächst aus der Sand. „Erit ich, dann Du!“ schrie sie und trank in langen Schlucken, ohne abzusetzen, bis zum Grunde. Das Glas zerfiel mit einem Bohn. „Herbert, verzeihst Du mir?“ flüsterte sie. Ihr Blick irrlichterte umher und wurde dunkel. Sie brach in heinen Armen zusammen. Ein Geräusch weckte sie. Zunächst wagte sie

Es sei hier ausdrücklich betont, daß nicht jeder Beruf, und vor allem nicht der Beruf als solcher, die Mädchen der Ehe entfremdet; viel eher ist es das, was der Ausübung dieses Berufes vorausgegangen ist: die Wahrung der Lebensprinzipien, die feste Aneignung der Lebenseinstellung, die unsere Töchter von den Müttern eingeimpft wird. Hier liegt der Fehler. Nur sehr selten sind Mütter oder Väter so einsichtig, so wohl, die notwendigen Grenzen zu ziehen bei dem Vermögen, die Tochter für das heutige Leben heranzubilden.

Es ist notwendig, unser ins Leben tretendes Geschlecht neben dem Wissen: Du mußt dich unabhängig machen — jenes andere mit auf den Weg zu geben: Du bist Frau und du darfst die Verantwortung nicht und nie veräußern lassen, sonst bringst du dich um dein Bestes! Möhin die Entfremdung der Frau von ihrem Urmenne, wohin, um es nichtern auszuordnen, die Vermännlichung der Frau geführt hat, haben wir mit Verachtung gesehen. Dieses Flasko, das sie erleben mußte, hat ihr die Augen geöffnet. Ziehen wir daraus die Konsequenzen:

Verziehen wir unsere Töchter getrost zur Ehe!
Niemals im früheren Sinne, aber so, daß sie,
wenn sie ihnen bestimmt ist, als wirkliche
Frauen, die sich ihres Frauentums voll bewußt
sind, in die Ehe hineingehen. Zu Baaren.

Wenn ich allein es sage, nützt es natürlich nichts, deshalb wollte ich, daß ein paar mal andere Frauen es sagen würden. Mein Vorhaben da machen wir nicht mit. Die Mode für das wir — hört Ihr — sie beschließen, das

nur ein wenig unter den Wimpern hervor zu-
lugen, dann jagte der Gedankenblitz durch ihr
Hirn, daß sie ja so tet, und erschreckt ließ sie
wieder die Augen. Aber die Gedanken arbeiteten
weiter, ein durchsich lebendiges Bewußt-
sein setzte ein. Sie fuhr in die Höhe und schaute
voll krasser Verwunderung um sich. Das zarte
Vocht des neuen Tages füllte silbergrau das
wohlbekannte eheliche Schlafgemach, sie selbst
lag im Bett und alles war still und friedlich
wie sonst, bis auf ein unangenehmes, obmü-
de nicht fremdes flügendes Geräusch. Das aber
kam aus dem Nachbargasse, in dem idyllischen
ihr Mann und ichnachte, das war ihm nicht
abzugewöhnen. Nun wurde Dorothee sich zu-
und, und kraft ihres Selbstbewußtseins bewachte sie sich
ihm hinüber und hielt ihm mit Daumen und
Zeigefinger die Nase zu. Infolge dieses pro-
banten Mittels hörte er sofort zu schnarchen auf
und öffnete die Augen.

„Guten Morgen, liebes Kind,“ sagte er freundlich, „gut geschlafen?“ — „Warum bin ich noch nicht tot, Herbert?“ fragte sie mit zitternder Stimme. „Und Du lebst ja auch noch! Wir haben uns doch gestern Abend vergiftet!“ Da lachte er, grausam und heiter, und antwortete: „A homeopatia, ja, illius herbae est sanare. Ich bin“

„Du bist eine, die sich gar nicht zu erregen vermag. Du kannst einer etwas erregten Unterhaltung ausweichen und wollest zur Beruhigung ein unbedenkliches Schlafmittel nehmen. Du hast es mir weg getrunken alles auf einmal, und dann kam bei Dir das Suggestionsempfinden des Todes — Du schlafst um, und ich habe Dich in Dein Bett gebracht.“

„Sie starrte ihn an, schweremüde, schimmernd Abnung voll. „Du warst bei Immo?“ hub sie wieder an. „Sag mir die Wahrheit!“

„Er nickte lächelnd. „Natürlich bin ich fortwährend zu ihm gegangen.“ entgegnete er. Der bekam einen gehörigen Schreck, als ich ihm Deinen Scheidungswunsch vortrug; er läßt Dich indes bitten, damit noch zu warten, weil er für längere Zeit verreisen muß.“

„Sie war sprachlos, dann begann sie leise zu weinen. „Das ist eine Gemeinheit!“ schluchzte sie. „Ihr habt mich beide betrogen!“

„Du nahmst er ihren hübschen dunklen Kopf in seine Hände und sagte gütlich: „Ei nein, kleine liebe dumme Dorothee. Das liegt nur in Deiner Einbildung. Und die Phantasie Deines Poeten kam Dir entgegen. Er sah in Dir ein reizendes Objekt für eine neue Novelle, aber er merkte bald, daß Du Dich für den geachteten tragischen Konflikt nicht eignest. Dichterrecht im Umkreis der Selbstbestimmung. Mein geliebtes Frauen, Gegenstand für eine tragische Dichtung wirst Du nie werden, höchstens für ein heiteres Romankapitel, in dem schon ein Ruß zu frohem Ende führen kann.“

„Er rückte sie, wohin er gerade traf, und sie ließ es still geschehen und schämte sich in Grund und Boden.

Wir nicht mehr kurzhaarig bleiben sollen. Sie
diktieren uns halblange Zotteln an, niederlich
und unschön und schaffen so den Uebergang,
den Rückweg zum „alten Zopf“. Und wäre
nicht der Sommer so einfindig gewesen, uns
mit sengender Glut zu überfallen, ich fürchte,
es hätten noch viel mehr ihre „Erkenntnis“
von damals verraten und die neue Baune mit-
genommen.“

Eine Artzfrau fügt zu den Gesichtspunkten, von denen der Kampf gegen die neue Mode zunächst ausgegangen ist, einen weiteren sehr wichtigen Gesichtspunkt hinzu und schreibt: „Da hängen alle unsere hübschen, geraden, einfachen Kleider im Schrank, die uns jung und schlank machten und sollen, damit sie überhaupt erst wieder traubar werden, mit ellenlangen Äpfeln und Rüchen und Volants besetzt werden und, was das Schlimmste ist, sollen eine „hohe Taille“ bekommen, die ein wahrer Schrecken ist für uns alle, die wir nicht mehr 20 Jahre und nicht mehr gerüstet sind und ganz und gar korsettentrödt sind.“ Wird uns dieses Schreiben und Protestieren nützen — trotz uns dieser Mode die? — neue Linie nicht endlich doch aufzuweichen und uns nötigen, sie mitzumachen und wie unsere eigene Großmutter heranzulassen . . . und dann? dann beginnt nämlich der Ernst der Sache — dann beginnt die neue, unmeierrliche — eben erst besetzte — Herrschaft des Korsetts. Diese Gefahr ist es, die den Protest über das Gebiet des rein Ästhetischen hinaushebt.“

Einige Stimmen, die sich auch weiterhin zur Mode bekennen, können nicht sonderlich überzeugen. Einzig positiv wirkt das Argument, daß man mit den etwas verlängerten Kleidern der kommenden Mode „nun nochmal so schnell hinter dem Omnibus herrennen kann, weil man keine Anstöß mehr zu haben braucht, rennend eine schlechte Figur abzugeben und daß man

wieder oben auf den Omnibus hinaufklettern kann, ohne daß jeder fremde Mensch die Karten des Schließers kontrolliren kann.“ Im übrigen müssen diese Damen zugeben, daß die Kleidung, die die Tragzieher der Mode jetzt lancieren wollen, eine sehr komplizierte, nur vom Weiberhand richtig zu behandelnde und also ziemlich theure Angelegenheit sein wird, die außerdem scharfe Trennung von Vormittags-Nachmittags- und Abendkleidung verlangt, all' alles andere ist, was die Mehrzahl der in Ver- und Arbeit stehenden Frauen heute braucht und sich leisten kann.

Von Raoul Auerheimer.

Warum parfümieren sich die Frauen? Um besser zu riechen? Um das eigene Geschlechtsorgan zu liebholen? Um ^{den Mann} zu locken wie die Blume, über die man sich unwillkürlich neigt, von ihrem Duft verführt? Ich glaube, es geschieht hauptsächlich, um auf sich aufmerksam zu machen, als Bote, auch als Besessene. „Ich komme!“ meldet er, und „Ich bin da!“, ganz besonders aber: „Ich war da!“ Das Parfüm verleiht dem Augenblick; er ist die Unvergänglichkeit der Stiebeskammer.

Uebrigens gibt es zwei Arten von Frauen, die sich für den Mann parfümieren, um solche, die durch das Parfüm die Aufmerksamkeit der Männer erregen wollen. Die Frauen der ersten Kategorie sind daran zu erkennen, dass sie sich nicht parfümieren, wenn sie an einen Mann geraten, der Parfüm nicht mag. Die zweite Gruppe tut es dann erst recht. Der Mann erregt auch dadurch jemandes Aufmerksamkeit, daß man ihn ärgert; ja, in noch höherer Marke dadurch.

Die volkstümliche Ausdrucksweise unter-
det sehr fein zwischen einem „Mannsbil“
und einem „Frauenzimmer“. Ein Mann ist ein
Bilb, das heißt: die Farbenmischung keine
Befens bleibt unter allen Umständen die e-
er ist, wie er ist. Sein Platz im Leben scheint
ihm ein für allemal zugewiesen, wo dem Bilb
sein Platz an der Wand; es ändert sich nicht
außer daß es, verschiednen beleuchtet, auch ver-
schieden wirkt. Man kennt es, wenn man es
ein einziges Mal gesehen hat. Gelingen ein
Frauenzimmer ist in der That ein ganzes Zim-
mer. Das gibt es da nicht alles zugleich un-
nennbar einander? Ein Bett und einen Schreib-
tisch, einen Vestschmel und einen Kleiderkasten,
einen Dimer und eine Nischachtel, Bücher
Konfekt und Liebesbriefe! Ferner das Zimmer
ist bald ausgeräumt, bald unausgeräumt, und
dann sieht es ebenso miderlich aus wie im
ersten Falle verlockend. Und schließlich, es he-
sime Geheimnisse. Wer kennt ein Zimmer
ein Frauenzimmer ganz? Man mag jedes ein-
zelne Möbelstück aus dem Kopfe nachzusagen
umstände sein; man mag das Bett beim Umge-
selbst zerlegen und den Toilettenkasten umge-
kehrt, die Füße nach oben, vor sich gehat
haben; man mag die Blumen des Teppichs und
die Rücken im Spigenvorhang auswendig ge-
lernt haben so ist man doch nie über Ueber-
rassungen sicher. Eines Tages wird man einen
Brief finden oder auch ein ganzes Bündel
Briefe, von deren Vorhanden: ein im Zimmer
man nie das geringste gewußt hat. Und man
wird es keineswegs im Schreibtisch finden, „
dern im Büschelkasten, wo es am wenigste-
hingehört.

Bezeichnung sinnreich, denn ein Frauenzimmer kennt man erst, wenn man sein Zimmer kennt. Das Zimmer einer Frau ist ein Bestandteil ihrer selbst. Es gehört zu ihr, es ist sie selbst. Darum liebt sie es auch und schmückt es wie sich selbst.

Eine Frau ohne Kinder wird mit der Zeit unweigerlich eine alte Frau. Eine Frau mit Kindern wird es auch, aber da jede Mutter zugleich auch das Alter ihrer Kinder hat, so retten sie in ihren späteren Jahren das Stück Jugend, das sie in ihrer Jugend zum Opfer gebracht hat.

Man kann sagen die Frauen sind ein Werkzeug des Teufels, durch das Gott seine Absichten verwirklicht. Oder man kann sagen Die Frauen sind eine Erfindung des Himmels mit deren Hilfe der Teufel die Hölle bevölkert. In jedem Falle stellen wir nur den sittlichen Dualismus der Weiber fest. Sie selbst betonen ihn, und so wollen wir ihn auch unsererseits nicht ungaltig in Zweifel ziehen.

Die Frauen sind wie die Könige: sie reden viel unter der Voraussetzung, daß man sie liebt. Aber sie verzeihen nie, daß man sie nicht liebt.

Von Raoul Muernheimer.

Andre mögen dir die Jahre
Schmeichelnd vom Gesichte lügen!
Ich vermisse ihre Spuren
Ungern in den lieben Zügen.

Frei: vielmehr laß mich bekennen:
Lieblicher scheint die beschriebene
Tafel meinem Bruderauge
Als die leere. Ich'n aehlebene

Jugendglätte. Jugend ist ein ungelöster
Zustand. Erst das reife Alter
läßt aus ihrer Puppenhülle
Auf zum Lichte sich den Falter

Unserer Menschlichkeit erheben.
Fliegt er auch aus weißen Haaren,
Daß ihn immer höher schweben,
Immer höher mit den Jahren!

Jenes süße Puppenstadium,
Sieh es ohne Wehmut schwinden:
Wahre Jugend ist ein Radium,
Das die Jahre erst entbinden.

Die'se Zauberkraft beflügeln
 Seh' ich deine spätern Lenz
 Und auf höhern Lebenshügeln
 Flüchten dich die schönsten Kränze.

Wie man aus Pech Kapital schlagen kann.

— Der Zwischenfall mit der neuen Hose.
Von Maria Jeriza
(D. H. „Lustige Geschichten“)

Eine Million junger Mädchen jährlich ist ent-
schlossen, Sängerin zu werden. Ein Zehntel
hiervon hat vielleicht ein wenig Talent für die
se Laufbahn. Die Hälfte, jagen wir einmal,
beginnt Unterricht zu nehmen, und hundert
von allen werden Berufs-sängerinnen. Aber
nur eine hiervon erwirbt sich einen weltbe-
kannten Namen.

Viele Leute sagen, alles hänge vom Glück ab. Ich bin dagegen der Ansicht, daß es von der festen Entschluß und auf die Ausdauer ankommt. Daher kann ich nicht zugeben, daß Glück oder Unglück die Laufbahn eines Künstlers bestimmen soll. Meine Erfahrungen wenigstens berechtigen mich zu einer anderen Ansicht. Ich kann glückliche oder unglückliche Zufälle nur als Ereignisse von untergeordneter Bedeutung bezeichnen, für die ich eine vernünftige Erklärung zu finden suche. Der Künstler sollte eben, wie jeder andere Mensch, bestrebt sein, glückliche Zufälle auszunutzen und unglückliche möglichst noch aus dem Fleiße zu kehren.

Ich bin nicht abergläubisch, weder was be-
stimmte Zeichen noch was bestimmte Tage an-
belangt. Ich lehne es nicht nur ab, solche
Dingen irgend welche Bedeutung beizumessen,
sondern ärgere mich auch, wenn es andere tun.
Durch den Glauben an solche Omina bereite
man sich selbst nur Unannehmlichkeiten. Sie
sind Reiniß!

Eines Tages traf ein Künstler, der mit mir zusammen auftreten sollte, in ziemlich bedrückender Stimmung im Theater ein: „Ich bin schrecklich zuversetzt. Ich habe etwas in meinem Ankleideraum vergessen und mußte zurück gehen, um es zu holen. Könnte ich wohl mehr Bedenken haben? Sicher stößt mir heute noch etwas Unangenehmes zu.“

„Ja, du meinst mich, daß ein ständiger Kampf
zu unermüßig sein konnte, und suchte ihn zu
beruhigen. Meine Bemühungen waren vergeb-
lich. „Es gibt bestimmt ein Unglück“, stöhnte
er. „Sie sollen sehen, meine Stimme wird mich
im Stich lassen!“ Er bemühte sich, eine klare
Stimme zu bekommen, natürlich nur mit dem
Ergebnis, daß er im dritten Akt vollständig
heiser war. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt?“
fragte er, als wir abtraten. „Sie unermüß-
tiger Mensch!“, antwortete ich, „Sie sind selbst
schuld daran und nicht deshalb heiser, weil Sie
in Ihr Ankleidezimmer zurück gehen mußten,
sondern weil Sie sich übertriebene Gedanken
über Ihre Stimme machten.“

Ein anderer Umstand, der oft als vom Glück abhängig bezeichnet wird, ist die richtige Wahl der Künstler, mit denen man zu arbeiten hat. Sicher hatte ich Glück, weil Männer wie Richard Strauß, Franz Schalk und Puccini mit halfen, aber dieser Umstand allein würde nicht genügt haben. Intelligenz, gepaart mit Ausdauer und festem Entschluß, ist, wie ich schon sagte, ausschlaggebend.

Man darf weder mit seiner Pflicht spielen noch gegen sich selbst nachgiebig sein. Ich habe nie um die Verlegung einer Probe gebeten, weil ich mich nicht durch persönliche Unpäßlichkeit am Erscheinen auf der Bühne hindern lasse. Während der Saison bin ich der Sklave meines Berufes. Ich lebe nur für ihn. Warum sollte ich es auch nicht?

Ein bezeichnender Zwischenfall fiel mir ein. In Brooklyn zu. Ich hatte eines jener kleineren Mißgeschicke, die jedem Künstler widerfahren können, der in seiner Rolle ganz aufgeht. Jemand verlauchte mir den Knöchel so schwer, daß ich nicht gehen konnte. Das Konzert war für den nächsten Tag angesetzt, und ich wollte, wie es Zeitungen und Plakate verkündet hatten, trotzdem meines Unfalles fingen. Einige Kullissen wurden deshalb auf der Bühne aufgestellt. Mein Mann trug mich dorthin und setzte mich auf einen Stuhl neben den Flügel. So zwangen mich das Mißgeschick, ein Erfolg zu werden. Das Publikum war nämlich entzückt, weil ich Wundschmerzen hatte.

Wir probierten in der Newporcker Metropoli-
tan-Oper „Carmen“, die am nächsten Tage
gespielt werden sollte. Da kam der Assistent
des Spielleiters mit verzweifelter Miene aus
die Bühne. Er war bleich und fieberig erregt.
„Was ist geschehen?“ fragte ich ihn. — Er ran-
te die Hände: „Ich habe kaum den Mut, es zu
sagen.“ — Ich drang in ihn, und schließlich
erzählte er mir, daß die Hauptdarstellerin in
„Hofen-kavalier“, der am Tage nach „Carmen“
aufgeführt werden sollte, krank geworden war
und nicht auftreten konnte.

In Europa hatte ich den „Rosenkavalier“ schon öfters gelungen, mich in der Hofenrolle aber niemals wohl gefühlt. Deshalb war mir auch gar nicht der Einfall gekommen, dieselbe Rolle in Amerika zu spielen und mir ein entsprechendes Kostüm mitzubringen. Dieses alles hatte ich dem Spielleiter Gatti Cafazza gleich nach meiner Ankunft gesagt, und deshalb mag er nicht, mich um Vertretung der erkrankten Sängerin zu bitten.

Ich schäme Calajaza sehr. Er hatte viel mehr
nicht getan und mich noch Carufos Tod nach
Amerika gebracht. Kein großer Künstler wirkte
damals mehr an der Metropolitank-Oper.
man aber Calajaza fragte, wer wohl Carufos
Nachfolger werden würde, antwortete er: „Da
kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Es wird ein
Frau sein: Maria Geriza.“ Nach meinem
Aufstreten gaben die Kritiken zu, daß Ca-
lajaza's Vorwissen eingetroffen und ich Caru-
fos Nachfolgerin sei.

An alles dies dachte ich, als Calazas Afffident mir seine Sorge anvertraute, und ich erklärte mich bereit, die Rolle zu übernehmen, falls man mir das nötige Kostüm beschaffen würde. Der Afffident lebte geradezu wieder auf und versprach, die Kostüme zu besorgen. „Wie wollen Sie das anfangen?“ fragte ich ihn. „Sie glauben doch nicht, daß ich in anderer Leute Kleidern auftreten werde?“ — „Nein, nein. Die Kostüme sollen neu sein.“

Er tat sein Bestes. Zwei Schneider arbeiteten achtundvierzig Stunden lang Tag und Nacht, um eine Reithose, die für einen Herrn bestimmt war, zu ändern; aber da sich ziemlich froh bin, so war das Klebungsstück in der Taille zu kurz. Unglücklicherweise entdeckte wir dies aber erst in der letzten Minute, und es war unmöglich, eine andere Hose zu finden. Die beiden Schneider ließen ihre Nadel sieberhaft arbeiten und hetzten das Klebungsstück an den oberen Teil des Kostümes fest. Dann stürzte ich auf die Bühne, ohne mich viel um den Rest zu kümmern, beim Aufsteigen ja recht vorsichtig zu sein.

Vorsicht! Wie kann ein Künstler vorsichtiger sein, wenn er in seiner Rolle ausgetobt? Ich muß eben nicht vorsichtig und merkte deshalb plötzlich, daß ich jeden Augenblick meine Hose verlieren konnte.

Vermag sich jemand für eine Primadonna etwas Schrecklicheres zu denken, als mitten auf der Bühne die Hoje zu verlieren? Aber was sollte ich machen? Ich konnte doch nicht abtreten und die Szene unterbrechen. So verfluchte ich, die Hoje mit den Knien fest zu halten, aber wiegte mich dabei so wenig wie möglich und sang weiter. Meine Partner konnten sich mein Verhalten nicht erklären. Ich beendete meine Arie, so laut es ging und war in der Pose, in